

SIMPLICISSIMUS

Der Stiel wird umgedreht

(E. Schilling)



Sonst kamen immer die heiligen drei Könige aus Morgenland und brachten ihre Gaben. Heuer macht zur Abwechslung das Abendland seinen Gegenbesuch, um sich selber zu holen, was es braucht.

Z i n t e r b e r

Wir tranken heiße Pünfche.
Wir schoffen heiße Wümfche
uns wechselweis ins Herz.
Nun sind wir wieder nüchtern
und blinzeln bled und schüchtern
dem Alltag auf den Sturz.

Die Dünfte sind verlogen.
Was wir uns vorgelesen
mit strahlendem Gesicht,
als wir so hübsch besdwimelt,
zerbröckelt und zertrümel
im grauen Morgenlicht.

Wir denken fühl und hieder
bloß an uns selber wieder
und was uns fördern will.
Die Wümfche und Promess'n,
fütsch sind sie und verageien —
Wer nahm's zu sei Protosoll?

Notatstfr

Joseph im Königsmantel / Von Nikolaus Schwarzkopf

Eines Tages, als Jesus kaum sechs Monate alt gewesen sein mochte, war Maria in die Nachbarschaft gegangen, und Joseph betreute von der Werkbank aus den Kleinen, der in den Hobelspanen fest schlief. Als Joseph den längsten Hobel, die sogenannte Raubbank, auf einen knorrigen Balken setzte und heftig hin und her schüttelte, begannen die nackten Beinchen zu strampeln, die dicken Armechen schlugen aus, und die geringelten Bänder fielen dem Kind über Kopf und Büchlein und kitzelten. Joseph piffte ganz leise, um den erwachenden Knaben zu betören, daß er noch ein Weilchen sich gedulden möge, bis Maria komme. Wie gewöhnlich stieß der Knabe erst ein fröhliches Lachen aus, aber gleich darauf verzog er das Gesicht, und Joseph wußte schon: er hat nicht ausgeschlafen, er wird zu weinen anfangen. Da sang Joseph behaglich einflüchelnd sein altes Lied:

„Joseph muß beim Feuer sitzen,
Immer reiben Weiz und Grützen,
Muß ein klischer Zimmermann bleiben,
Muß dem König Köhne vertreiben.“

Allein der Knabe wollte nicht gesungen haben, schrie lauter in das Geschaukel der alten Stimme, und Joseph legte den Hobel beiseit.

„Ach, ich weiß“, sagte er, „was mein Kind will.“

Er nahm es auf und hielt es zum Fenster hinaus, daß die Sonnenblumen auch was hätten, doch das Kind stemmte laut kreischend den Kopf gegen den grünen Schurz. „Wo bleibt sie nur wieder“, sprach Joseph, „wenn sie zu Katharin geht, findet sie nie ein End!“

Er trug das Kind unterm Arm, zog mit dem andern Arm einen Schemel hervor, stellte ihn mitten auf den Hobelspanberg und setzte den Knaben darauf. Aber der Knabe wollte den Schemel nicht einmal sehen. Joseph lachte laut, sein Spielzeug anzupreisen, doch umsonst. Er sah sich um, was er dem Kind bieten könne, er nahm es auf die Arme, hielt es aufrecht vor sich, ließ es an den Sonnenblumen riechen, die über die Fensterbank hereinglotzten, aber all dies war umsonst!

Da versuchte Joseph, den Knaben auf die Raubbank zu setzen, auf den breiten Hobel, und der Knabe hörte auf zu schreien. Ein Bein links, ein Bein rechts, und nun ringelten sich an den qualigen Beinchen artig die Späne empor. Der Knabe begann zu lachen, er griff nach den Ringeln, er führte sie an den Mund, er führte sie dem Pflegevater an den Mund, und Joseph biß herzhaft hinein und schollerte sein Lachen heraus.

Jedoch, nachdem der Knabe ein dutzendmal geschlittet war, reichte er sich auf, und dann ging das Geschrei wieder an. „Immer schreien!“, rief nach den Ringeln, er wurde bei mir bist, mußst du auch immer schreien! Warum nicht wie bei deiner Mutter liebreich redend und beweisend, daß du kein Mensch bist? Und warum nur immer mit ihr reden und nicht auch einmal mit mir, deinem Pflegevater? Bin ich nicht gut zu dir? Ach, nur einmal gib auch mir ein kleines Zeichen, daß ich glauben kann,

was deine Mutter sagt. Komm, laß den armen Joseph auch einmal ein kleines Wunder sehen oder hören!“

Der Knabe redete nicht und weinte weiter. Nun war Joseph sich an den Ringeln der Hobelspane und wühlte sich hinein; er belud sich vollamt mit den geringelten gelbweißen Bändern, schüttelte sich verhalten und brüllte wie ein Löwe. Der Knabe, der nebenan auf dem Bauche lag, sah neugierig auf, hob sich auf Hände und Knie, als sollte er auch tun, wie ein Löwe tut, dann aber ließ er den Kopf sinken, fürchtete sich anscheinend und kroch heulend davon.

„Was ist jetzt nicht gleich kommt“, sagte Joseph, „dann trag ich dich hinüber zu ihr!“

Aber Maria kam nicht. Joseph legte den Knaben wieder in die Späne, er selber sahe, wie er sich Zeit und Hunger vertreibt, und versuchte nochmals zu singen:

„Joseph baut den allerhöchsten Thron
Von Jerusalem bis Rom,
Steigt selbst in die Spitz' hinauf,
Steigt des Sohnes Kreuzlein drauf.“

Auf einmal merkte er, daß der Knabe schwieg, obgleich er nicht am Daumen lutschte. Der Kleine rutschte von seinem Berg herab, kroch heran, kam ganz nah und tatschete sich mit der Hand auf des Vaters nackten Fuß.

Jesus wollte das aber nicht, sondern kroch weiter unter die Hobelbank. Als Joseph sich niederbeugte, was es da gäbe, sah er, daß die Sonne einen roten Fleck gelb betupfte. Das Schränkchen da unten stand offen, obgleich der Riegel nicht abgebrochen war. Joseph wollte aber, was da drinnen lag, nicht als Spielzeug herausgezerrt haben, und sprach: „Ah, du hast keinen schlechten Geschmack, Kleiner!“

„Was ist das dortste, was da hervorlugt, fest ein und schob den Riegel zu.“

„Ja“, sprach nun Joseph, „wenn du mir auch einmal ein Wunderlein zukommen lassen könntest wie deiner Mutter, dann würde ich dir das Schränkchen öffnen.“

Wie ist's, mein Söhnchen? Ein Wörtchen nur, ein ganz kleines; ja? oder nein; oder lieber Vater!“ Nichts! —

Dann kannst du bis morgen früh vor dem Riegel hocken und heulen wie ein Schloßhund, das laß dir gesagt sein! —

Der Knabe schrie und schrie und tastete nach dem Riegel, ohne ihn erreichen zu können. Joseph mühte sich an dem Knorren ab, und dabei erzählte er dies: „Soll ich dir sagen, was da drinnen ist? Oder weißt du es? Jedenfalls weißt du es ja, aber ich will es dir doch sagen: Als da mal die drei Könige bei uns waren, da schenkte der schwarze Balthasar deiner Mutter, weil sie immer so froh, diesen roten, blauen, grünen, goldenen Mantel trug.“

Während Joseph dies sagte, beugte er sich nieder und schob den Riegel zurück. Der Knabe hörte auf zu weinen und riß das schwarze Tuch hervor und starrte hell auf zu lachen. Joseph aber fuhr fort: „Deine Mutter hing ihn sich über die Schulter, der König aber zog mit seinen Freunden des Wegs weiter. Und wie deine

Mutter einmal ist, ein wenig eitel wie alle Frauen sind, hat sie darauf bestanden, den Mantel mitzunehmen ins warme Ägypterland, und manchmal — aber das weißt du besser als ich — hat sie ihn auf dem Esel umgehängt, manchmal sogar, wenn sie nebenher lief, ich, wenn du es nicht selber wissen solltest, hab' den Mantel nie gern an ihr gesehen und hab' immer gesagt: der Mantel gehört unserm Kind und nicht dir! Solche Dinge stehen unserem nicht gut an!“

„Gold glitzerte in der Sonne! Gold war an die Säume aufgenäht, Gold lag schwer in der grünen Seide, und die Fingerchen des Knaben konnten es nicht haben. Aber der Knabe jauchzte und tatschete darauf herum.“

„Halt“, rief Joseph, „so wollen wir mit den kostbaren Dingen nicht umgehen! Wenn wir das verkaufen, können wir uns ein Haus bauen, wie keins mehr im Dorf steht, das glaub' mir, wenn du es nicht selber weißt. Aber hör mich an!“

Er faßte mit beiden Händen das geschmiedete Gold, zog es aus dem Schrank heraus, und Brokat und Seide schliefften mit heraus. Er warf die Sonnenkasten um und versuchte, die schweren Spangen ineinander zu stecken. Dabei sprach er dies: „Als wir dann hierher kamen in dieses armselige Dorf, trug deine Mutter den Mantel, wenn wir sonntags in die Kirche gingen. Denk dir sie, eine Königin, und ich, der Zimmermann, mit bloßen, langhaarigen Waden und einem Bart im Gesicht; der niemals eine Schere gesehen. Aber die Frauen des Dorfes fingen an, zu tuscheln! Obgleich ich ihre Sprache nicht verstand, merkte ich doch bald, um was es ging: Der arme Zimmermann und solch ein Mantel, so tuschelten sie. Und da hab' ich kurzen Prozeß gemacht, und sie, deine kluge Mutter, sah ja schließlich selber ein, daß es so nicht weitergehen konnte.“

Bei diesen Worten schritt Joseph in der Werkstatt hin und her und auf und ab, aus dem Sonnenkasten in den Schatten, aus dem Schatten in den Sonnenkasten, und der Knabe saß mit offenem Mäulchen da und schaute die beiden Fäustchen neben die Augen ausbaten. Dann stellte sich Joseph vor den Knaben, warf in weitem Bogen den Mantel auseinander, beugte sich umständlich herunter und hob den kleinen Arm, die die bloßen, garstig behaarten Arme, die aus dem Brokat hervorragten. Der Knabe führte sich wohl, sein ganzes Körperchen strahlte, und Joseph mühte nicht, wobei die Strahlen kamen, aus dem Brokat oder aus dem kleinen göttlichen Kind. Er griff nach der Spange, und Joseph reckte seinen Kopf weit zurück. Dann sprach er nach den Sonnenblumen zum Fenster hinaus: „Nun, jetzt aber seh ich doch aus wie ein König, jetzt könntest du doch deinen Pflegevater ein Wunderlein zukommen lassen!“

Der Knabe hörte nicht, was Joseph erflachte, und schlug die goldenen Fransen aus die schwarze Tuch hervor und starrte hell auf zu lachen. Joseph aber fuhr fort: „Die Augen unentwegt auf des Knaben Mund häften. Doch war es ihm; Englein schwirrten in dem Lichtkasten umher. Aber

(Schluß auf Seite 486)

Weidmanns Fluch

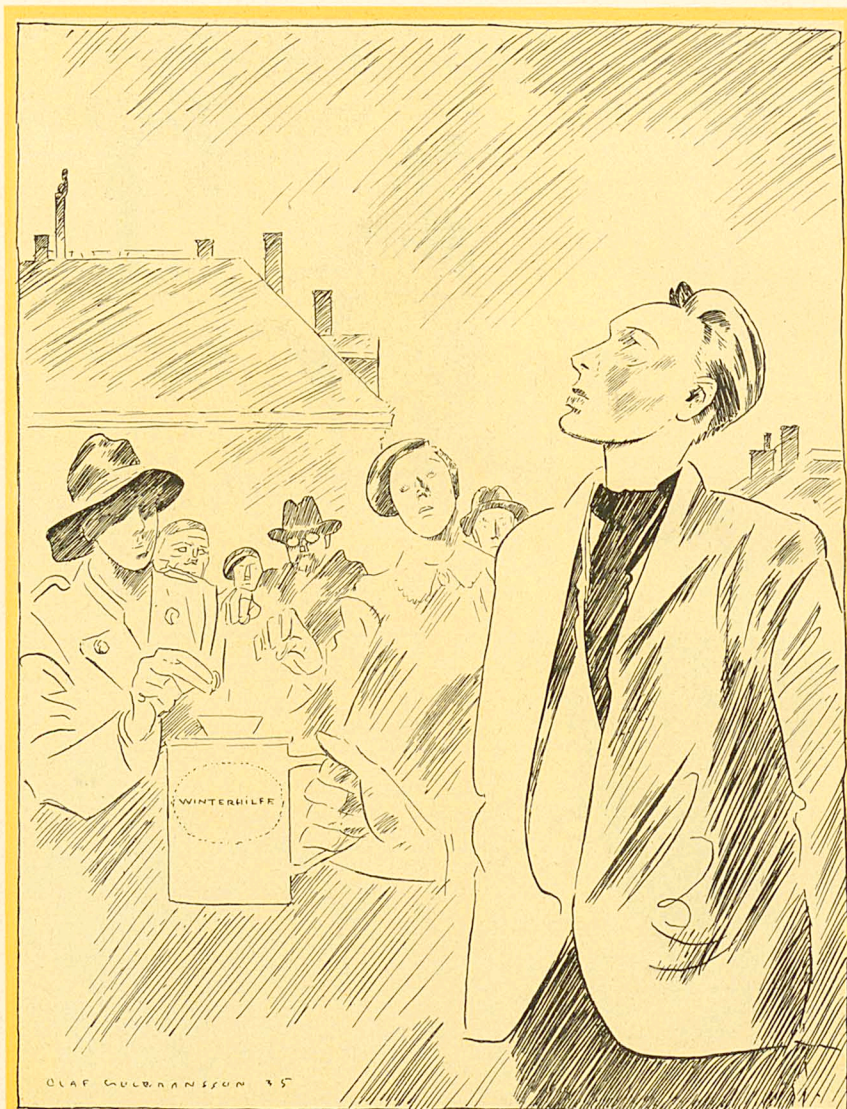
(Karl Arnold)



„Zum Donnerwetter, findet man denn die Fasanen bloß auf der Speisekarte?!“

Deutsche Stimmen
XX

(Olaf Gulbranson)



„Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan,
und keinen Tag soll man verpassen.
Das Mögliche soll der Entschluß
beherzt sogleich beim Schopfe fassen. . .“

Goethe (Faust)

Joseph im Königsmantel

(Schluß von Seite 482)

er wollte jetzt keine Regung der göttlichen Lippen versäumen. Er riß die Augen auf und sang leise. Er sang:

„Kommt der Joseph in den Himmel hinein, Knäblein wird dann König sein. Knäblein wird zum Herrgott sagen: Vater Joseph soll auch 'ne Krone tragen!“
Es war Joseph, als schwebte er wirklich im Hinein um ihn herum, wollte nicht aufsehen. Er fürchtete auch, daß er diese Engeln, falls er aufgesehen, schließlich doch nicht hätte sehen können. Und schon manchmal, und so ließ er den Blick fest auf das Knäben süßem Mund.

„Das Lied hat dein Pflegevater nicht selbst gemacht“, sagte er nach einer Weile, „deine Mutter hat's gemacht, die im Tempel erzogen wurde und die Sprachen der Völker versteht. Ich hab' gehört, daß die drei Könige damals nur zu uns gekommen sind, weil sie für ihre Völker den Frieden suchten, und weil auch die Hirten den Frieden suchten, die Hirten und die Zimmerleute, die Kesselbläser, die Maurer, die Winzer, die Schneider und wie sie alle heißen mögen: Ob du, mein lieber Pflege-sohn, diesen Frieden den armen Leuten, auch wirklich bringen wirst? He? Kann ich das von dir erfahren? Oder muß ich warten wie andere Leute auch, bis du ein großer Mann geworden bist, und dann will ich auch noch sagen: ein Extrawurstlein soll mir dein himmlischer Vater nicht braten, das heißt, er soll mir nicht jetzt da ein Wunder wirken durch deinen unumgänglichen Mund, das bin ich gar nicht wert, aber wenn er, wie deiner Mutter so oft, mir nur ein einziges Mal einen kleinen Wink geben wollte, das wär' feint! Ich bin ja nur ein Rüpel, und vielleicht bin ich auch gegen deine Mutter gar nicht lieb genug. Sollen die ihr den Nektar zurückgeben? Sag' gar nichts, die Nektar nur erschüttele den Kopf! Mach's kurz, ich bin schon zufrieden! Ich könnte ja einen Schrank schreiben für den Mann, und ich könnte mich sonntags ein wenig besser kleiden, das könnt' ich.“

Der Knabe hatte ein Stück der goldenen Sorte losgerissen und jauchzte. Und er begann ebenso zu jauchzen und warf den Kopf aufgerissenen Mundes in den Nacken; vielleicht kam doch noch ein Wortlein! Da sah der Knabe in dem weiten Loch, das sich in dem Gewirr des Bartes aufgetan, einen langen gelben Zahn aufragen wie einen Pfahl auf dem Zimmerpfeil; und er ließ von der dortigen Höhe hinein in den breiten Mund des Joseph. Joseph hielt still, und da das zahnlöse Mäulchen des Knaben auch weit geöffnet war, meinte er schon, auf der kleinen Zunge da drinnen ein Wort sich bilden zu sehen. Allein das Mündchen schloß sich wieder, und die kleine Hand kam aus Josephs Mund und ballte sich zur Faust. Auch die andere Hand ballte sich zur Faust.

„Aber los jetzt!“, rief Joseph, denn er wollte was jetzt bekommen müßt, was er braucht dein himmlischer Vater für den Zimmermann eine Extrawurst zu braten! Hau ihn, den Zimmermann, denn er verdient's nicht besser!“
Und der Knabe schlug mit den Fäusten auf Joseph drein, so fest er nur konnte, auf Stim, Nase, Wangen und auf den kalten Scheitel, faßte die Ohren und zog daran, ergriff ganze Strähnen des borstigen Bartes und wollte sie ausreißen und lachte dazu, weil auch Joseph hellauf war. Aber dann, als die Fäuste müde waren, spitzte der Knabe den Mund, als ob er Mund nun wirklich etwas sagen wollte, die Fäustchen hob schoben die Borten beiseit, und Joseph ward mitten in das Gestrüpp hinein geküßt.

„Das ist genug für den Joseph“, sagte er und herzte das Kind, wie er es nie geherzt hatte.

Da kam Maria gelaufen. Sie rannte mit fliegenden Gewändern über den Platz, weil sie sich verspätet hat, schoben die Borten die Werkstattdür, kam, blieb sie wie versteinert stehen.

„Ach, du bist's ja nur!“, sagte sie, „wie ich dir erschrocken!“
„Vor mir brauchst du nicht zu erschrecken“, erwiderte Joseph, „den Mantel hab' ich nur deshalb hervorgeholt, weil der Knabe gewohnt hat, daß man ihn umarmt, und weil ich mir nicht anders zu helfen wußte.“

Maria aber trat in den Sonnenkasten mit ihnen und griff mit beiden Händen um sich, und es war Joseph, sie klatschte kleinen Engeln ab und auf die Böschchen. Sie nahm ihn das Kind ab, und nun sah Joseph wirklich, daß der ganze Sonnenkasten erfüllt war von bunten Engeln, die da auf und nieder schwebten und hin und her, und die ganz übersättigt waren von Sonne und Gold. Er kniete in die Hobeisung nieder und reckte die Hände betend zu den Engeln hin. „Es ist doch gut, „Bleibt doch“, rief Maria, „warum eilt ihr so?“

Aber sie wirbelten zum Fenster hinaus, und die Sonnenblumen bogten sich. Joseph stand starr.

„Nun hab' ich's einmal gesehen“, sagte er, „schau, wie die Engeln sich noch beneiden, das war fein, Maria, das war fein!“ Und er lehnte sich im Königsmantel an die Hobeibank, auf der Maria schon das Kind an die Brust hielt. „...Es ist doch gut, daß ich ihn angezogen habe“, sagte er, und nach einer Weile, da er auf Maria starrte: „Das aber hätten sie sich auch noch betrachten können, dieses Bild, wie Maria ihr Kindlein stillt. So eilig hätten sie es nicht zu haben brauchen, denn es etwas Schönes sehen sie im Himmel nicht!“

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund Hans ist glücklicher Familienvater geworden. Er läßt sich von den Kollegen beglückwünschen.

Eine Frau denkt über die Romanbeilage nach

Von Anton Schnack

An einem Tisch, von Wachstuch bespannt,

Sitzt die Gattin Sophie Dahinten und liest den Roman, „Falsche Papiere“ benannt.

Das ist der Augenblick, wo tausend Frauen sich selig erlösen

Vom Tageseinerlei, von Krämerschulden und Schlafzimmersäsen;

Der Augenblick, wo der beginnende Altersbauch von Joseph Dahinten aus Sophies

Bewußtsein geht,

Und wo sie statt dessen mit dem bezwingenden Künstler Norbert Hermanek auf einer Terrasse steht;

Oder mit dem eleganten Vierziger Baron Carolus bei Sekt in der Dianabör soupirt —

(„Mutter, Mutter“, nagte das zwischen, „schau doch, wie mich das süße Schleißen zielt!“)

Aber Mutter ist jetzt im wirbelnden Glanze der großen Welt

Und wird sich selbst zur Heldin, die die Autorin Inge von Panhuys folgendermaßen hinstellt:

„Sie besaß eine hoheelegante, champagnerfarbene Robe aus hauchfeiner Seide,

Köstliche Stickereien durchbrachen sie unauffällig, dazu trug sie altes Familiengeschmeide.

Frau von Lihberg (die ist doch etwas anderes, dachte Sophie, wie die gewöhnliche

Frau Schlittig)

Bewunderte Charlotte (im Augenblick Sophie Dahinten selbst) entzückt und aufrichtig:

„Charlotte, Sie werden auf der Kurterrasse viele Nebenrinder finden,

Und jede andere Frau wird vor Ihrer anmutigen Schönheit und Grazie verschwinden.

Und Norbert Hermanek (der Charlotte verließ) muß schon eine besondere Geliebte

mitbringen,

Die sich in Ihrer Nähe behaupten kann; ich glaube, sein Herz wird vor Ärger zer-

springen.“

Charlotte lachte, aber das Lachen kam aus einem wehen Herzen und veräundeter Liebe —

(Auch Sophie reißt es aus ihrer Illusion; denn „Mutti“, schreit müde, „der Kurt gibt

mir Hiebe!“

Da wird es in der Frauenseele hell und licht,

Und Sophie (leicht erbaulich) spricht:

„Der Roman in der Zeitung befreit vom Kartoffelschalen und von der Wascherei mit Persil,

Der Roman ist für uns Gelungewillte und Verlockende das einzige Lustventil!

O berückendes Leben darin, voll Baronen, Promenaden, Soupers und Terrassen,

Wir aber spielen von Tellern das Fett, machen die Betten, hantieren mit Eimern und

Tassen.

Dort wird geliebt, gefirtet, geküßt, geschworen, geschmückt,

Während uns kein Mann mehr vergöttert und Kässe auf Hände und Lippen drückt!

Alle Romanmänner sind schlank, rassist, lächeln, sind Flieger, Künstler und Kavaliers,

Nur unsere Männer sind dick, schwerfällig, vermiest, verkalbt vom Sitzen und Biere...“

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

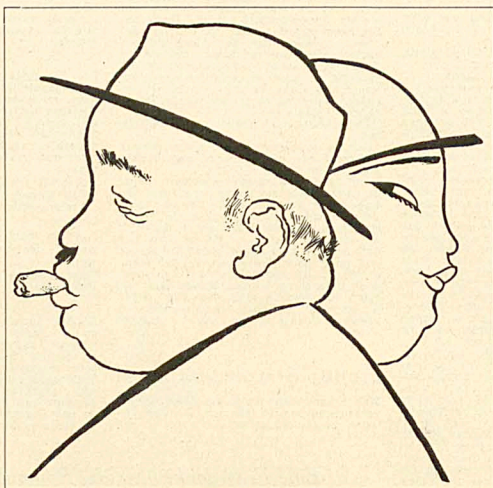
„Karl Arnold gloriert mit unerschütterlichem Glauben die Lustwächse unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Gaben der überlegenen Geistesfreiheit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem gesirrenden Amfiktum des Schreiers wird Atmospäre und Kaledoskop des Berliner Inflationszeit mit Tanydrien, Valutaüchtern, Lokafixiten, Kokosten fädelich aufgeschritten.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verheilen wir uns doch laucht, was wie andrissim Kämmler beigen: er ist ein Richter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Dopers, Konfessionären, Jahrmärktyppen, Böhmanen, Sittmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Aufzählendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom faurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gefügelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Progenbüchern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließt. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

In den Dünen

Als ich mich vor ein paar Jahren von einem biederen Hochseelotzen von Emden nach einer kleinen Nordseeinsel herausfahren ließ, um in aller Stille einige Seeaufnahmen zu machen, tauchte plötzlich aus einer mit Sträuchern bewachsenen Dünenwellung eine Gestalt auf. Der sich vor meinem Objektiv bewegendem Mann verdeckte mir eine hübsche Brandungswoge, die ich eben auffangen wollte. Ich winkte ihm mit der Hand, daß er zur Seite gehen sollte. Er aber hielt meine Geste für einen freundlichen Gutmorgengruß und winkte zurück. Bald darauf trat er zu mir. Er sah mir mit seinen hellen Blauaugen lächelnd in das Gesicht und sagte: „Gauden Morgen och. Seggen Sie mol, is de Kerl hier west?“

„Nee“, sagte ich. „Ik hev keenen sehn. Wat für 'n Kerl?“
„Dann ist dat man got. Enmol hebt se mich fat, do heb ik fifundwintig kregen.“ —
„Fifundwintig, for wat denn?“

„For een kleen biten Tobak, nich mol dortig Pund sweer.“

Langsam wurde mir klar: er hatte zweifellos Tabak aus Holland geschmuggelt!

„Und de fifundwintig hebt Se betolt?“ fragte ich.

„Nee, ik hef se afseeten.“ —

„Dat geht mi nix an. Wat wullt Sie eegentlich?“

„Mit Ihren Fernrohr könnt Se jo die Gegend een büschen afspekellieren. Wenn denn so een Kerl künmt, dann fluten Se mich, als wenn Se 'nen Hund fluten täten.“

Aha, er dachte, in mir einen Aufpasser gefunden zu haben! Als ich meine Bilder aufgenommen hatte, hielt ich nach dem Schwerenöter Ausschau. Ich fand ihn hinter einer hohen Düne.

Aus dem von Seewasser noch feuchten Sande bündelte er Docke für Docke eines exquisiten Sumatratobakes heraus. Die Tabakbündel verstaute er unter seiner Jacke. Dabei sang er auch noch: „Üb immer Treu und Redlichkeit.“

Aha, er dachte, in mir einen Aufpasser gefunden zu haben! Als ich meine Bilder aufgenommen hatte, hielt ich nach dem Schwerenöter Ausschau. Ich fand ihn hinter einer hohen Düne.

Aha, er dachte, in mir einen Aufpasser gefunden zu haben! Als ich meine Bilder aufgenommen hatte, hielt ich nach dem Schwerenöter Ausschau. Ich fand ihn hinter einer hohen Düne.

Als er mich erblickte, meinte er: „Een schönst Lied, nech? Paßt avers nich ümmer!“ w. b.

Wiener Wochenschau

Unlängst wurde eine Wiener Abendzeitung konfiziert.

Einer Belanglosigkeit wegen.

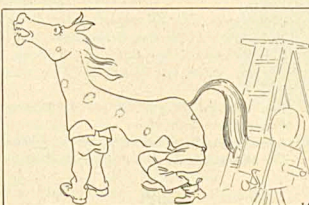
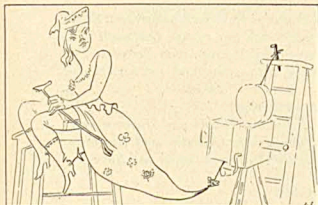
Der Chefredakteur setzte sich sofort mit der maßgebenden Stelle in Verbindung, versuchte es mit einer Erklärung und verwies darauf, daß dieselbe Nachricht ja auch in den überall erhältlichen und in allen Kaffeehäusern aufliegenden englischen, französischen und tschechischen Morgenblättern enthalten sei.

„Und was wollen Sie damit sagen?“ fragte die maßgebende Stelle.

„Nichts weiter, als daß diese Blätter nicht konfiziert wurden!“

„Tja, lieber Doktor“, sagte die maßgebende Stelle überaus liebenswürdig, „dazu hatten wir noch keine Veranlassung — die Übersetzungen werden uns erst in acht Tagen vorgelegt!“

Photomontage



(Toni Blich)

Der Diplomat

(Josef Sauer)



„Also, Mäde: diesen Mantel da mußst du mir kaufen!“ — „Wieso muß ich? Da steht doch ausdrücklich ‚ohne Kaufzwang‘!“

Karlhannes

Von Karl Springenschmid

„Und dann kam der Steilhang!“
„Welcher Hang, bitte?“ Es ist die kleine Dicke oben auf dem höchsten Strohlager, die diese Frage stellt.
„Der Steilhang natürlich!“ sagt Karlhannes geduldig, und obwohl es im Schlafraum stockdunkel ist, setzt er sein Lächeln auf, sein „großes“ Lächeln, das eine Mischung von Erhabenheit und Verachtung bedeutet.
„Der Steilhang oben auf dem Gipfel. Ich, von oben kommend, stemme blitzschnell ab, nur ganz wenig und links, kaum daß meine Kante über den Schnee haucht, und sehe ihn knapp vor mir — unheimlich, dieser Steilhang! Ich schätze siebzig Grad! Sie alle kennen ihn doch, meine Damen und Herren?“
„Söll woll, kennen tün miern woll!“ — es ist eine grobe, derbe Stimme vom untersten Stockwerk herauf, die da spricht, — „er hat bei dreißig Grad! Aber mir möchten hiez gern schlafen!“
Die Stimme halt unangenehm. Von allen Pritschen ertönen Protestrufe: „Unverschäm! Erzählen Sie weiter, Karlhannes! Bitte weiter, weiter!“
„Bitte, bitte, Karlhannes!“ Es ist die kleine Dicke, die so süß flötet.
Und Karlhannes räuspert sich kurz und männlich und fährt fort: „Also, Sie kennen

ihn, meine Damen, den Steilhang. Ich, wie schon gesagt, stemme links ab, nur ganz wenig, und reiße die Bretter zusammen. Sie ragen in die Luft hinaus, ins Nichts!



Kleine Bemerkungen

Man kann auch mit hundertzwanzig Kilometer Geschwindigkeit hinter sich selbst zurückbleiben.

Leute, die keine Rolle spielen, halten sich oft am wenigsten für Statisten.

Wer die Devisen der Bergpredigt befolgt, braucht keine andern Devisen.

Aber was soll ich tun? In Bruchteilen einer Sekunde geht es durch meinen Kopf: Telemark? Quersprung? Scherenchristiana? —

„Bitte, Scheren —? Wie Scheren — Karlhannes?“

Mit bewundernswerter Geduld antwortet Karlhannes: „Scherenchristiana, das ist so wie Christiana, aber nicht ganz so, sondern rückwärts auseinander. Aber ich habe das alles nur so im Kopf, blitzartig, und sehe vor mir den Abgrund. Da gibt es weder dies noch das. Da gibt es nur eines: Die Bretter zusammenreißen, die Zähne zusammenbeißen und —“
Karlhannes legt eine Pause ein. Atemlose Stille liegt über allen Strohsäcken.

„Und? flötet es von oben.
„Und im Schuß über den Steilhang! Der Schnee ist weg. Ich spüre nur Himmel. Wolken! Der Wald stürzt auf mich zu. Es reißt mir die Luft vom Munde weg. . .“
„Gott sei Dank! Hiez muß er sei Maul halten.“

Karlhannes jedoch überhört die unangenehme Stimme aus dem untersten Stockwerk.

„. . . Ich fürchte zu ersticken. Aber mit eiserner Energie reiße ich mich zusammen. Durchstehen! denke ich. Die Bretter flattern. Ein kleiner Ruck und — durchstehen! denke ich. Nur jetzt nicht schwach werden. Wahnsinnig, dieser Schuß! Der ganze Steilhang in Bruchteilen einer Sekunde! Schwindel erfaßt mich. Durchstehen! denke ich und — stehe durch!“

Es ist vollkommen still in dem engen Schlafraum. Ergriffen schweigt alles.
„Stehe durch!“ wiederholt die kleine Dicke oben auf dem höchsten Strohsack.

„Was hat'n derfaßt, Sepp?“ fragt die rauhe Stimme im untersten Stockwerk.
„Der Schwindel!“ sagte eine zweite derbe Stimme.

„Himmelkreuzbirnbam!“ Aus der tiefsten Pritsche kriecht eine Gestalt. „Hiez ischt mir dös Gspül z' dumm, Sepp. Hiez wart!“ Und die Gestalt tappt zur Tür hinaus in den Vorraum.

„Wieso?“ flötet es von oben.
Da kommt die Gestalt wieder daher, zwei Bretter in der Hand.

„Sepp, leucht!“
Eine Taschenlampe tastet in das Dunkel. Bleibt an den Brettern hängen.

„So, Herr! San dös Ihre Ski?“
Da fährt Karlhannes auf: „Was wollen Sie eigentlich? Lassen Sie uns schlafen! Was gehn Sie meine Skier an?“

„San dös Ihre Ski, frag i?“
„Selbstverständlich! Aber was wollen Sie damit?“

„Sepp, leucht!“
Der Lichtkegel greift jetzt die Skier hinauf, hinunter, dann leuchtet er die Lauffläche an.

Es ist natürlich zu sehen: an beiden Brettern sind noch jene Seehundsfelle dran, die der Skiläufer in der Regel nur zum Aufstieg verwendet, nie aber zur Abfahrt, weil ihre widerstrebenden Haare den Lauf völlig abbremsen.

„So, hiez tün die Damen amol schauer! Da hat er seine Fell no drauf, der Häuter, der! Mit söllne Fell escht er über den Hang abfahren und — mit sein großen Maul!“

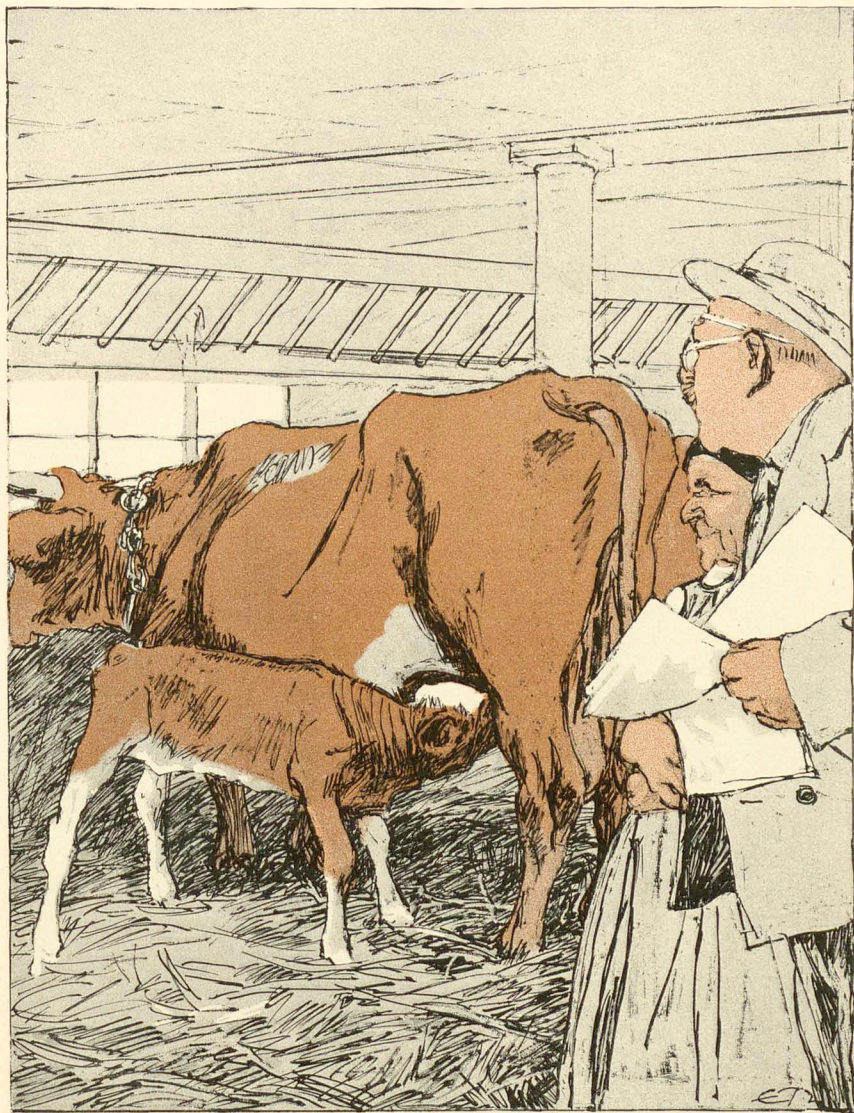
„Entschuldigen Sie, mein Herr. . .“

Der Lichtkegel schwenkt herüber, und Karlhannes in seinem geblümten Pyjama, alles helle Empörung, steht in Glanzbeleuchtung da. „Das ist doch unverschäm, mein Herr! Der Schnee —!“

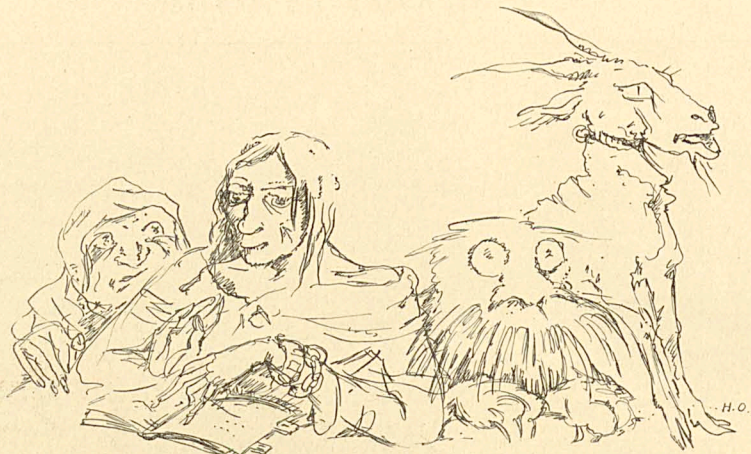
„Seh'n S', Herr, der Schnee, dös ischt dös Quete. Der Schnee schwindelt nit. Wie mir zwoa, der Sepp und i, über dös Hangl' gefahrn sein, da ham mir dös Knochenchinderspur da göschn und Koa-Luffrinn' drein. „Wie gibst' dös?“ ham mir üns denkt. Aber hiez versteh i dös, weil Koa-Luffrinn' drin secht kein, bal so a Angsthäute mitse, die Fell überfahrt. Und hiez: Guet Nacht beinand!“

Die Milchvieh-Kontrolle

(E. Thöny)



„Wos? Grad d'ös Kaibl moanst, soll i nöt aufzieh'n, weil's von ara schlecht'n Kuah is? 's is aber so vui g'scheit!“ — „Ja, Bäurin, nacha laß 's halt studier'n!“



Der Grund / Von Kurt Pieper

Es war Mitte Oktober, das Wetter war noch ungewöhnlich milde, und die Bäume, selbst im Herzen von Paris, hatten noch den vollen Schmuck ihrer grünen Kronen — kaum, daß hier und da ein welkes goldenes Blatt wie eine kleine verkämpfte Arabeske der Vergänglichkeit über den sonnigen Boden trieb ...

Aber an den früh dunkelnden Nachmittagen und Abenden machte sich der Herbst schon bemerkbar, und eine plötzliche Kühle sank über die unter Tags in milden Silberönen schimmernde Stadt.

Gegenüber von meinem Hotel in der Rue L., in die der Lärm des Boulevard Montparnasse nur verworren hineindrang, lag eine kleine, schlecht beleuchtete Weinhandlung, hinter deren Schaufenster man eine armselige Theke und ein paar ungedeckte Tische erblickte. Alles schien recht bescheiden und auch nicht besonders sauber zu sein, aber diese Mängel wurden durch das karge Licht von ein paar viel zu schwachen alten Lampen in eine wohlthuend verborgene Atmosphäre rötlicher Dämmerung gehüllt. Das einigem Zögern, das heißt nach einem gelangweilt-unsicheren Studium der Flaschen, die das düstere Schaufenster füllten, trat ich ein: eine schon sehr in die Breite gegangene Frau in mittleren Jahren mit beneidenswert torichem Gesicht thronte hinter dem kleinen Schanktisch und begrüßte mich höflich. Ich fragte, ob ich einen offenen Rotwein bekommen könnte, auf den der Herbstnachmittag mir Appetit gemacht hatte — dann setzte ich mich in ein kleines, dunkel verräuchertes Hinterzimmer, in dem man gar nichts mehr von der Stadt hörte, und kostete den Wein, den mir ein Küferbursche in seinem Arbeitsmittel brachte ...

Und dieser Wein war so gut, so milde, so ganz der Herbststimmung eines nicht mehr jungen und vereinsamten Menschen angepaßt, daß ich ihn ganz langsam Schluck für Schluck die Zunge hinabgleiten ließ und mir Zeit nahm, das Zimmerchen und seine Insassen genau anzusehen. ... Weder die düster-schmuggeligen Wände mit ihren

paar vergilbten Plakaten, noch die einfachen, von tausendfachem Gebrauch schwarzlich abgenutzten Stühle und Tische waren von Reiz, und auch nicht die beiden Kleinbürger, die mir gegenüber saßen und über die milchige Geschäftslage mit der ungewollten Bonhomie Balzacscher Provinzgestalten debattierten — aber da links saß noch ein Stück Mensch, eine merkwürdige Gestalt, die einen traurigen Zauber auf mich ausübte — ein Mann von etwa sechzig Jahren, der von einem Hauch großer Einsamkeit und Entsagung umwittert schien. Er trank denselben Wein wie ich, als etwas trockenes Brot dazu und blickte leer und fern vor sich hin ...

Uhr und Zeit

Uhr:

„Du liebe Zeit, was wär' ich ohne dich? Ich darf an deinem Nieerleibe pfeifen, die Strüchlein fernem, mit den Zähnen tiefen nach altem Rechte, das ich mir erlich.“

Zeit:

„Du liebe Uhr, dein Lob erweckt mir Scham. Was wär' ich ohne dich, du altes Haus? Du schludst mich ein und fündest mich hinaus und gibst mir Sinn, den mir noch feiner nahm.“

Woh! haßt du mir die Fegen aus der Brust! Doch ich, mein Leben wird stets frisch erglänzt. Wenn dein Gedicht in meinem Jelden hängt, bin ich mir meiner Dauerkraft bewußt.“

Uhr:

„So find wir zwei einander zugefellt. Du sprenst dich, bist Geber mir und Mahl; dein Unbenanntes wird durch mich zur Zahl, und beide stehen wir im Dienst der Welt.“

Klara Maria Jey

Ich kam fast jeden Tag in dieses Estaminet zurück. Immer war der Zufall an seinen Tischen, da mein Stammplatz von anderen Leuten besetzt war. Obwohl der Mann fast gar keine Notiz von mir nahm, interessierte er mich wie am ersten Tage meines Hierseins, und ich fing unter vieler Mühe ein Gespräch mit ihm an. Sichtlich waren seine Gedanken durch ganz andere Dinge in Anspruch genommen, und er hatte offenbar kein Interesse für mich — aber allmählich taute er doch auf, nicht ohne die lösende Einwirkung einer weiteren Flasche Rotwein — und stockend und zuckend, wie ein ganz kleines Rinnsal aus mühevoll erbobtem Felsen hervorbringend, erzählte er schließlich: „Ich weiß, ich bin heute nur noch ein Wrack ... Nun, ich war auch vorher, im Leben“ (wie seltsam, daß er von sich bereits wie von einem Toten sprach) „nicht viel, nur ein kleiner Bankbeamter, und ich liebe jetzt von meiner Pension, die ich Gott sei Dank bekomme ... Es ging nämlich nicht mehr mit mir weiter ...“

„Warum nicht?“ warf ich ein. Er zuckte ergeben die Achseln: „Wissen Sie, es ging alles ganz gut, ich war schon zweifzig Jahre an der Kasse tätig, ich war glücklich verheiratet und hatte liebe Kinder, zwei Söhne — bis ich Daniela kennenlernte. Ich konnte mich nicht mehr von ihr trennen, sie war für mich der Inbegriff aller Schönheit, allen Glückes. — Ich kann Ihnen die Bilder zeigen, die ich von ihr habe — da werden Sie sehen, wie sehr

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM -60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.- • Anzeigenpreise für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM -20 • Anzeigenannahme F. C. Mayer Verlag, München 2, M., Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • Verantwortliche Schriftleitung: R. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gathshaus, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 15, Elläbelsstraße 30, Fernsprecher: 971907 • Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, D.A. 12610 (H.V.), Pl. 3 • Erfüllungsort München • Postcheck München 5602 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandene Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

ich recht habe, wenn ich sie sehr schön nenne . . .“

Und damit hielt der seltsame Mann inne und kramte aus einer seiner Brusttaschen eine sehr, sehr alte und abgenutzte Brieftasche hervor — offenbar trug er sie seit Jahren mit sich herum — und entnahm ihr ein paar vergilbte Photographien, die eine schöne und etwas oppige junge Frau zeigten — und er hielt sie mir mit einem etwas ängstlichen, doch zugleich triumphierenden Lächeln hin, als sei er es gewesen, der dieses Meisterstück der Natur (das übrigens für meinen Geschmack gar nichts Außergewöhnliches besaß) erzeugt hatte.

Nach einer gebührenden Pause der Ehrfurcht, während der ich eine mehr höfliche als begeisterte Anerkennung geäußert hatte, steckte er die Bilder wieder vorsorglich weg, versank aufs neue in sein Brüten und trank melancholisch den sanften, granatendunklen Bordeaux, der vor ihm stand.

„Und was wurde daraus?“ fragte ich schließlich weiter.

„Nun . . . ich verließ meine Frau und die Kinder, ich wurde unpünktlich im Dienst,

ich wurde entlassen und pensioniert . . . aber das alles ertrug ich mit Freuden, Herr, ja wirklich mit Freuden, solange ich mit Daniela zusammenleben durfte . . . Ach, was waren das für Wochen! Denn es waren nur Wochen . . .“

„Und Ihre Frau und die beiden Söhne?“

„Meine Frau ließ sich von mir scheiden und ist bald darauf gestorben — wie es hieß, an gebrochenem Herzen, was aber sicherlich dummes Zeug ist . . . Und meine Söhne sind im Krieg gefallen, der eine in den Vogesen, der andere vor Salonki . . .“

„Und Daniela . . .?“

„Daniela . . .“ — er zögerte etwas, trank dann aus dem unsicher gehaltenen Glas.

„Daniela hat mich verlassen — es ist jetzt sechzehn Jahre her . . .“

Er schwieg, als hätte er mit diesen Worten das Ende der Welt verkündet. Er blickte müde vor sich hin und drehte Brotkügelchen.

„Und warum?“ warf ich endlich zaghaft ein . . .“

„Warum?“ erwiderte er mit seiner gleichmütigsten Stimme — „es war etwas sehr Schlimmes . . . Wir waren (lange Zeit) grenzenlos glücklich, bevor sie von mir

fortging . . . Der Grund, daß sie mich plötzlich verließ . . .“

„Ja, der Grund?“ fragte ich in sein unerwartetes Schweigen zurück, und er sah mich auf einmal ganz voll aus leeren Augen an, die für die Gegenwart erstorben schienen und die traurig nach einer Länge in Finsternis gesunkenen Vergangenheit tasteten.

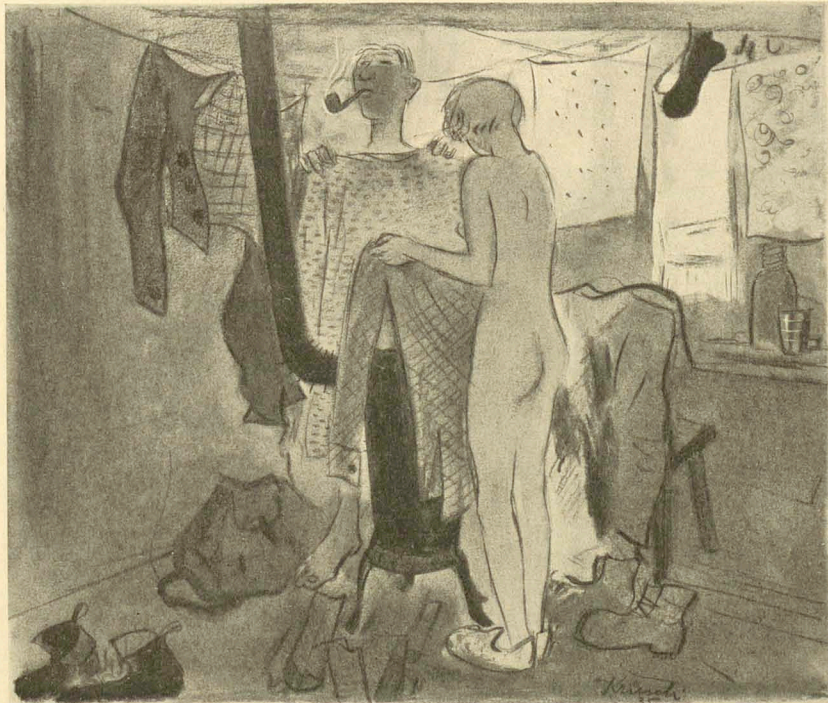
„Der Grund, Herr . . . ? Den habe ich vergessen . . . ganz vergessen . . .“

Premiere

Ein Kritiker von der Waterkant, gefürchtet wegen seiner bissigen Theaterbesprechungen, wohnte der Uraufführung eines Stückes bei, das mit Pauken und Trompeten durchfiel. Schon am Schlusse des ersten Aktes verließen Dutzende von Besuchern das Theater, und nach dem zweiten setzte eine wahre Völkerwanderung ein. Da stand plötzlich unser Kritiker auf einem Parkettstuhl, gleich einem sturmerprobten Kapitän auf der Kommandobrücke, und donnerte mit mahnend erhobener Hand: „Halt! — Frauen und Kinder zuerst!“

Häsleins Klage

(R. Kriesch)

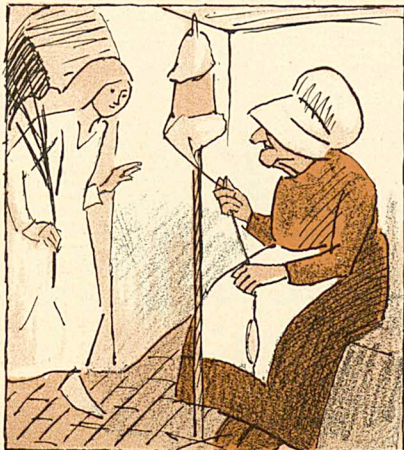


„An wunderbaren Pulverschnee hat's heut' g'habt; wenn er nur morg'n aa so is; sakra, sakra — as Herz geht oam auf dabei!“ — „Jaja, der Schnee . . . Allerweil der fade Schnee . . .!“

Dornröschen

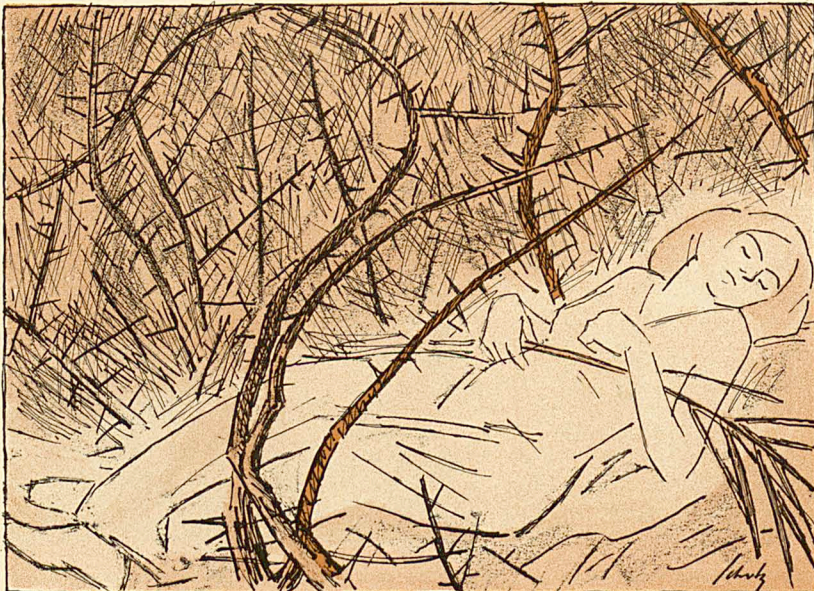
Es war einmal ein König und eine Königin, die regierten das Land „Nie wieder Krieg“. Sie hatten ein einziges Kind, das hieß Friede. Aber eine böse Fee hatte einen Zauberspruch über das Kind getan: „Die Königstochter soll sich an einer Spindel stechen und tot hinfallen!“. Darum ließ der König allein im Lande die Spindeln wogehnen.

(Wilhelm Schütz)



Aber, aber — oben im alten Turm saß die Völkerbundstante, die hatte man vergessen. Zu ihr stieg die Königstochter eines Tages hinauf. „Du altes Mütterchen“, sprach sie, „was machst du da?“ — „Ich spinne“, sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so närrisch umspringt?“ fragte das Mädchen. „Das ist die Weltmeinung“, sagte die Völkerbundstante.

Kaum hatte die Königstochter die Spindel angerührt, da ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich in den Finger. Im selben Augenblick fiel sie auf das Bett nieder, das dastand, und versank in einen tiefen Schlaf, der hundert Jahre dauern sollte. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Land. Es schliefen Wohlstand und Glück mitten im Wachstum ein, und damit sie nicht erawachten, begann rings um das Land eine Dornenhecke zu wachsen, die wurde von Jahr zu Jahr höher.



Während der langen hundert Jahre machte mancher Tapfere den Versuch, durch die Stachelhecke vorzudringen und die Königstochter zu erlösen. Aber keinem war es möglich; denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen. Und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nie wieder losmachen und starben eines diplomatischen Todes. Wird der Richtige kommen, ehe die hundert Jahre um sind?